



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Gütergemeinschaft der ersten Christengemeinde. Mit der Tendenz der interessanten Abhandlung über diesen Gegenstand in Nr. 39 bin ich vollkommen einverstanden. Auch ich glaube, daß der Kommunismus unter allen Umständen zur Verarmung führt, selbst wenn er von einer „Gemeinde der Heiligen“ gewagt wird. Aber die Erzählung der Apostelgeschichte deute ich anders als der Verfasser, der freilich über eine größere Litteraturkenntnis verfügt als ich. Diese Erzählung hat auf mich immer den Eindruck gemacht, daß von wirklichem Kommunismus gar nicht die Rede sein könne, sondern nur von einer zum Spenden stets bereiten und in vielen ebenso hochherzigen wie unbesonnenen Spenden sich äußernden brüderlichen Gesinnung. Das „alle,“ „alles,“ „ein jeder,“ „keiner“ in den fraglichen Stellen wörtlich zu nehmen, ist mir niemals eingefallen, weil sich ja, wie jeder aufmerksame Bibelleser leicht sieht, die Verfasser der drei ersten Evangelien und der Apostelgeschichte, als homines illiterati, sehr ungenau auszudrücken pflegen. „Und das Gerücht von ihm ging aus in ganz Syrien, und sie brachten zu ihm alle Kranken,“ heißt es Matth. 4, 24. Wer wird hier die Wörter „ganz“ und „alle“ buchstäblich verstehen? So wird denn auch das Wort *σοφισαομαι* nicht im streng juristischen Sinne zu nehmen sein. Übrigens kann es wohl auch mit „unterschlagen“ übersetzt werden, und eine Unterschlagung lag doch wirklich vor. Was an Ananias und Saphira gestraft wurde, war meines Erachtens nicht die Verletzung eines Gemeinderechts, sondern die Heuchelei. Die Worte des Petrus: „Blieb es nicht, wenn es unverkauft blieb, dein Eigentum? Und auch nachdem es verkauft war, stand der Erlös dafür in deiner Gewalt,“ sind so klar und unzweideutig, daß man ihnen geradezu Gewalt anthun muß, um einen andern Sinn herauszubekommen, als den sie dem unbefangenen Leser darbieten. Daß aber trotzdem die beiden Leute die Strafe der Ausschließung (die der Verfasser sehr scharfsinnig als den historischen Kern der Wundergeschichte ermittelt) verdienten, und unbedingt ausgeschlossen werden mußten, das ist doch klar. Denn wenn sie sich den Schein gaben, als hätten sie ihr ganzes Vermögen geopfert, heimlich aber einen Teil der gelösten Geldsumme für sich zurückbehielten, so war das Heuchelei. Heuchelei ist aber nicht allein die mit der Grundstimmung des Evangeliums allerunverträglichste Gesinnung, sondern sie würde auch, wenn man sie hätte wuchern lassen, ganz sicher in kürzester Zeit die Gemeinde zu Grunde gerichtet haben, die alle irdischen Gewalten ohne Ausnahme gegen sich hatte und nichts, rein nichts besaß, als ihren aufrichtigen Glauben, ihre unerfütterliche Hoffnung und ihre Liebe. Auch schon ein partieller und fakultativer Kommunismus mußte die wahrscheinlich von Haus aus nicht glänzende Vermögenslage der Gemeinde stark schädigen. Aber die einzige Ursache der Verarmung war er gewiß nicht. Der Geist des Evangeliums, der in den ersten Christen stark, rein und ungemischt waltete, ist alles, nur nicht industriell. Bedenken wir dazu noch, daß dieser Geist, der sie ganz erfüllte, ihre Zeit, ihre Gedanken und Kräfte in Anspruch nahm, daß die Gemeindeangelegenheiten und das Missionswerk ihnen mehr

am Herzen lagen als der Gelderwerb, daß sie es in der Erwartung der baldigen Wiederkunft des Herrn kaum noch der Mühe wert erachten konnten, sich mit der Sorge um den Erwerb zu befassen, so haben wir eine Menge Ursachen, die zusammenwirkten, die Gemeinde wirtschaftlich zu Grunde zu richten. Sehr deutlich zeichnen die beiden Briefe an die Thessalonicher den Zustand einer Gemeinde, deren Mitglieder in der Erwartung der baldigen Ankunft des Herrn ihre Zeit mit unruhigem Hin- und Herlaufen verbringen und so in Gefahr geraten, aus Heiligen Vagabunden, Bettler und Diebe zu werden. Nur ein so außerordentlicher Geist wie Paulus vermochte die ungeheure Erregung durch weltumgestaltende Ideen und die Verachtung des Irdischen mit geregelter und gewissenhafter Arbeit für den Broterwerb zu verbinden. Doch würde selbst eine Gemeinschaft, die aus lauter Männern von der Willenskraft, Gewissenhaftigkeit und praktischen Einsicht des großen Apostels bestanden hätte, mit jener Gleichgiltigkeit gegen die Güter der Welt, die er 1. Kor. 7, 29 ff. fordert, es kaum zum Wohlstande gebracht haben.

Richard Gofche. Dem Andenken eines kenntnisreichen und geistvollen Gelehrten, eines verdienten Universitätslehrers und Schriftstellers, eines vielseitig gebildeten und lebenswürdigen Mannes, der im Herbst vorigen Jahres krankhafter Verdunklung des Geistes in trauriger Weise erlegen ist, gilt eine Sammlung seiner ausgewählten Aufsätze, die zugleich als biographisches Denkmal dienen soll, der ein Lebensabriß (von Dr. Albert Fränkel), eine kleine Abhandlung über die Verdienste Gofches als Orientalist (von Georg Ebers) vorangeschickt und die mit einem wohlgetroffenen Porträt Gofches geziert ist. Das Ganze nennt sich: Richard Gofche. Erinnerungsblätter für seine Freunde (Halle, Otto Hendel, 1890) und ist wohl geeignet, auch in weitem Kreise Anteil zu erwecken. Die Auswahl der Aufsätze, die dem von Richard Gofche begründeten litterarhistorischen Jahrbuch, der Hallischen „Saalezeitung“ (für deren Feuilleton Gofche viele Jahre lang fleißig schrieb), wohl auch wie der Vortrag „Altkar“ den ungedruckten Handschriften des Verfassers entnommen wurden, spiegelt die außerordentliche Vielseitigkeit und die geistige Raffinesse des belesenen, von den verschiedensten Erscheinungen angeregten Mannes wieder. Man braucht nur die Titel seiner Aufsätze: „Lessing in Berlin,“ „Moses Mendelssohn und die ersten litterarischen Salons in Berlin,“ „Gedächtnisrede auf Wilhelm Müller,“ „Hermann Hettner,“ „Berthold Auerbach,“ „Adolf Friedrich Graf von Schack,“ „Jonathan Swift,“ „Ein Skaldenjubiläum,“ „Über die Benennungen des Arztes und seiner Abarten in verschiedenen Sprachen,“ „Ecco homo,“ „Das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen,“ „Altkar und das mongolische Reich in Indien,“ „Der Zug des Todes“ zu hören, um zu wissen, daß in Gofche ein Interesse an allem vergangenen wie gegenwärtigen Leben der Litteratur und Kunst lebendig und wirksam war. Die biographische Einleitung schildert den äußern Verlauf von Gofches Leben und giebt ziemlich eingehend die Bildungsgeschichte des vielverdienten, aber, wenigstens in seinen spätern Lebensjahren, nicht glücklichen Mannes. Geboren 1824 zu Wellmitz bei Guben als Sohn eines evangelischen Pfarrers, besuchte er die Leipziger Nikolaischule, ward 1842 als Student der Theologie immatrikulirt, wendete sich aber sowohl auf der Leipziger als später auf der Berliner Universität philologischen Studien zu und trieb mit besondrer Vorliebe orientalische Sprachen, hörte daneben aber auch Vorträge über klassische und mittelhochdeutsche Litteraturwerke. Er mußte sich wohl zutrauen, die bindenden und ordnenden Kräfte für die Fülle und Verschiedenheit der Spezialitäten, in die er sich gleichzeitig vertiefte, in sich selbst zu tragen. Im Jahre 1847 erwarb er

bei der Berliner philosophischen Fakultät die Doktorwürde, wurde kurz darauf zum Rustos der königlichen Bibliothek ernannt, habilitierte sich 1853 als Privatdozent an der Universität, wurde 1859 Lehrer der Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie und 1861 außerordentlicher Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Universität. Daß die verschiedenen Thätigkeiten und Aufgaben eine starke Anspannung und zuletzt Überspannung seiner Kräfte forderten, während die Sorge für seine Familie (er hatte sich 1854 verheiratet) die Beibehaltung sowohl der Stellung an der Bibliothek als der an der Kriegsakademie neben der Professur erforderte, läßt sich leicht denken. So nahm Gösche im Jahre 1863 eine Berufung als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Halle an. Nach der herkömmlichen Anschauung hatte er sich damit für die Beschränkung seiner fernern Thätigkeit auf das wissenschaftliche Gebiet entschieden und verpflichtet, für das er berufen war. Das Gebiet war und ist so ausgedehnt, daß es auch dem arbeitskräftigsten Gelehrten überreiche und umfassende Aufgaben stellt. Nun hatte aber Gösche schon in seinen letzten Berliner Jahren seine besten Erfolge mit den Vorlesungen zur allgemeinen Litteraturgeschichte errungen, und begreiflich genug drängte es ihn, auch in der neuen Berufsstellung diese wieder aufzunehmen und, bis dies möglich war, durch litterarische Arbeiten seinen Anspruch auf die Behandlung der allgemeinen Litteraturgeschichte zu wahren. So entstand sein „Jahrbuch für Litteraturgeschichte“ (1865), dem die Begründung des „Archivs für Litteraturgeschichte“ folgte, dessen erste zwei Jahrgänge von Gösche redigiert wurden, so gab er die Shakespeare- und die Lessingausgabe des Grotischen Verlags heraus, so veröffentlichte er kleinere Schriften über Gervinus, Georg Ebers und schrieb zahllose Aufsätze, Kritiken, die außerhalb seines Fachgebietes lagen. Wenn man Gösches Thätigkeit und seinen nach allen Seiten hin gerichteten Forschungs- und Bildungstrieb rückschauend prüft, so muß man wohl zu der Anschauung kommen, daß er recht eigentlich für einen Lehrstuhl der allgemeinen Litteraturgeschichte und zu zusammenfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete befähigt gewesen wäre. Für den Litterarhistoriker von Beruf würden Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen Vorzüge gewesen sein, die man natürlicherweise dem Orientalisten nicht zu gute rechnen wollte. Die Besprechungen der Hallischen Theater Vorstellungen, die allzu häufigen populären Vorträge, die Gösche bei Festen und in Vereinen hielt, hätten ihm freilich auf jedem Gebiete die Sammlung zu Spezialwerken erschwert. Wenn er gelegentlich erklärte, daß es „ihn nicht schreibere,“ daß er blutwenig Lust zum Schriftstellern empfinde, so fühlte er sich doch anderseits von der bloßen Lehrthätigkeit, der angedeuteten zerstreuten Vielgeschäftigkeit keineswegs befriedigt. Durch Jahre und Jahrzehnte zog sich der dunkle Drang und die tiefe Sehnsucht nach einer innern Genugthuung, die ihm nur eine große litterarische Aufgabe und kein noch so glänzender Rednererfolg gewähren konnte. Nicht um anderer, sondern in erster Reihe um seiner selbst willen, hätte man dem geistvoll angeregten und anregenden Manne eine solche Aufgabe wünschen mögen. Auch die biographische Studie räumt ein: „Bei der nun einmal geltenden berufsmäßigen Teilung der wissenschaftlichen Arbeit mag doch auch manche Trübung seiner äußern Geschicke, vielleicht auch seines innern Friedens auf die Rechnung dieser an sich so ruhmwürdigen Universität zu stellen sein.“ Es kann sein, daß lediglich körperliche Leiden und unabwendbare Trauer um den Verlust einer geliebten Tochter die tiefe Niedergeschlagenheit, die schleichende geistige Ermüdung und die Todessehnsucht seiner letzten Jahre veranlaßt haben. Aber es liegt leider auch nahe genug, anzunehmen, daß sich der reiche und reichgenährte Geist des Mannes von den eignen Leistungen umso weniger

befriedigt fühlte, je mehr ihm die Hoffnung schwand noch einen seiner größern Pläne auszuführen, und es dürfte nicht schlecht hin „selbstquälerische Grübeleien“ genannt werden, wenn Gofche dieser Empfindung Raum gab. Nicht ohne tiefe schmerzliche Bewegung vergegenwärtigt sich daher jeder, der die herzzergewinnende Persönlichkeit des Mannes gekannt hat, die lichten Anfänge und das dunkle Ende seines Lebens.

Volksgesang. Ein Blatt der Reichshauptstadt, dessen Richtung uns im ganzen unsympathisch ist, dessen Leiter aber einen lebhaften Verkehr mit ihrem Leserkreise zu unterhalten wissen, aus dem ihnen neben manchem Thörichtem auch manchmal etwas Verständiges zugeht, brachte jüngst gar nicht üble Betrachtungen über das Schwinden des Volksgesanges. Der Einsender, wahrscheinlich ein Sachse, hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die polnischen Feldarbeiterinnen mit Gesang aufs Feld ziehen und mit Gesang abends heimkehren, auch wohl bei der Arbeit singen, und er fragt: Warum machen es unsre deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht ebenso? Er glaubt, die ausschließliche Pflege des mehrstimmigen Kunstgesanges in Schulen und Gesangsvereinen sei schuld am Aussterben des Volksgesanges. Das mag wirklich ein Grund sein, aber es giebt noch einen zweiten, den der Mann überfieht. Zum Volksgesange gehört nicht bloß Gesang, sondern auch Volk, und daran fehlt's. Wo giebt es denn bei uns noch Volk in dem Sinne, den der Volksgesang fordert? Wo giebt es noch Menschen, die sich in sorgloser Heiterkeit aufgelegt fühlten, zu singen und zu springen, oder die ihren Liebes Schmerz oder das Mitleid mit einem unglücklich liebenden oder gar eine fromme Empfindung in Liedern ausströmen möchten? Solche Menschen haben wir nur noch in einzelnen Exemplaren. Was bei uns über vierzehn Jahre alt ist, das sind einschließlic der Tagelöhner sämtlich junge und ältere Herren, junge und ältere Damen. Herren und Damen aber, das ist ja das erste Erfordernis der Gesellschaftsfähigkeit, folgen niemals ihrer Empfindung, sondern thun und sprechen in jedem Augenblick nur das, was die Pflicht oder der gute Ton oder die Mode fordert. Ihre Empfindungen strömen sie — diesmal meine ich die Herren allein — nur aus, wenn sie betrunken oder durch irgend einen Kadau ermutigt worden sind, sich kannibalisch wohl sein zu lassen. Öffentlich singen darf ein Herr nur, wenn er Mitglied eines Gesangsvereins oder Konzertsänger ist oder an einem Kommerz teilnimmt; im ersten und zweiten Falle mit weißen Handschuhen, im dritten, wo allerdings schon die erwähnte Bedingung einer wirklichen Gefühlsäußerung nahe liegt, ohne solche. Volkslieder darf ja unter Umständen auch ein Herr, eine Dame singen, aber um Gotteswillen nicht als schlichten, ungekünstelten Ausdruck einer einfachen, natürlichen Empfindung, sondern als künstlerische Nachahmung solchen Ausdrucks. Die Dame, die auf dem Podium des Konzertsaales ein Wiegenlied oder „Bauerlein, Bauerlein, tick tick tack“ vorträgt, zeigt schon durch ihre Toilette, wie hoch erhaben sie über den Verdacht ist, als könnte sie jemals selbst Kinder wiegen oder sich um Späßen und dreschende Bauern kümmern. Außerdem fühlen sich alle diese Herren und Damen dermaßen von der schweren Not der Zeit bedrückt und sind so sehr an die verstandesmäßige Zergliederung aller Empfindungen gewöhnt, daß ihnen die Lust zum Singen vergeht. Die Liebe, das Hauptthema des Volksliedes, ist schon längst kein Gegenstand der Poesie mehr — die heutige Versemacherei gehört mehr in die Industrie als in die Poesie —, da sie bei jener wirtschaftlichen Angelegenheit, die man Eheschließung nennt, nur noch sehr wenig zu sagen hat. Man muß als bodenlos leichtsinniger unverbesserlicher Taugenichts mit der Gesellschaft gebrochen

haben und Bagabund geworden sein, um sich dem Antriebe seiner Empfindungen hingeben zu können.

Nehmen wir aber an, es fänden sich hie und da noch Menschen in genügender Anzahl, die sich zum Singen im Freien aufgelegt fühlten, nicht zum Zweck einer Aufführung, um ihre Kunstfertigkeit bewundern zu lassen oder um ein Festprogramm pflichtschuldigst herunterzuhaspeln, sondern aus bloßer Freude am Singen, wie der Vogel singt, nehmen wir ferner an, es sei keine Gefahr vorhanden, daß ein Polizeibeamter die polizeilich nicht angemeldete Versammlung auflöse, so würde der Gesang trotzdem wahrscheinlich unterbleiben, weil die harmlosen Kinder fürchten würden, ein Unberufener könne sie hören und — auslachen. Der Berliner Witz hat in Deutschland den natürlichen Ausdruck der Empfindungen aus der Öffentlichkeit verbannt. Gott, die Religion, die Kirche, die großen Männer, die Staatseinrichtungen, die Liebe und alle andern Empfindungen, die Bibel und das klassische Altertum, die Tugenden wie die Laster, die edeln Thaten wie die Verbrechen, sie sind vor aller Welt dermaßen lächerlich gemacht worden, daß kein Mensch mehr wagt, öffentlich lebhafteste Teilnahme für einen ihm werthen Gegenstand oder irgend eine andre innige Empfindung zu äußern. Um nicht ausgelacht zu werden, hält sich jedermann innerhalb der Grenzen des Gewöhnlichen und Konventionellen. Wenn jemand von Amts wegen religiöse, patriotische oder sonst edle Empfindungen ausspricht, so wird das so wenig als Ausdruck seiner eignen Empfindung genommen, wie das Wiegenlied der Konzertsängerin.

Nun giebt es ja, trotz Presse, Telegraphen und Witzblättern, immer noch ländliche Winkel, in denen das Volk wahr und natürlich zu sein wagt. Aber wenn sich in solchen Winkeln noch ein Rest volkstümlicher Gebräuche und auch etwas vom Volksgesang erhalten hat, so droht eine letzte Gefahr, der sich nach Einführung des Zonentarifs kaum noch ein Dorf wird entziehen können: die Sänger werden entdeckt und — gegründet. Touristen kommen im Sommer und hören sie; die Deutchen werden ins Hotel bestellt und für ihre Todelei bezahlt, im Winter nach Berlin oder Hamburg verschrieben, und es geht den Naturjüngern wie den Passionspielern in Oberammergau, die nach den glänzenden Erfolgen dieses Sommers wohl beim besten Willen nicht mehr imstande sein werden, die ursprüngliche Volkstümlichkeit und den religiösen Charakter ihres Unternehmens festzuhalten. Die Schule wird den verkümmerten Volksgesang kaum zu neuem Leben erwecken. Wir stehen da wieder vor der Frage, ob und wie es möglich sei, vor der alles ergreifenden Kultur ein Stück Natur zu retten? Das erste und notwendigste wäre, etwaige Reste sorglich zu pflegen und vor der Invasion der Touristen, Gründer, Spekulanten, Künstler, Schulmeister, Volkserzieher und Volksfreunde zu schützen. Darum geben wir allen, die es gut meinen mit dem Volke und Freude haben am Volkstümlichen, den Rat: Wenn ihr etwas dergleichen entdeckt, so plaudert es um Gottes willen in keiner Zeitung aus!

Beiträger. In der deutschen Litteraturgeschichte wird es jetzt Mode, von „Bremer Beiträgern“ zu reden und zu schreiben. Auch in Ritzschners Deutscher Nationallitteratur sind die beiden Bände, die die Dichter und Schriftsteller der „Bremer Beiträge“ enthalten, unter dem Titel „Bremer Beiträger“ herausgegeben worden. Ob diese Bezeichnung irgend einen Anhalt in der Sprache des vorigen Jahrhunderts hat, ob die Rabener, Cramer, Schlegel, Bachariae u. a. sich etwa gar selbst gelegentlich als „Bremer Beiträger“ bezeichnet haben, weiß ich nicht. Möglich wäre es ja. Aber auch völlig gleichgiltig, wenn es sich um die Beant-

wortung der Frage handelt, ob diese Bezeichnung schön sei oder nicht. Einen, der einen Vortrag hält, wird kein Mensch einen „Vortragser“ nennen, ebenso wenig einen, der einen Antrag stellt, einen „Antragser.“ Warum nicht? Ja, warum nicht — das ist leicht gefragt. Grammatisch ist nichts dagegen einzuwenden, aber es ist eben nicht üblich. Man spricht wohl von Briefträgern, Kofferträgern, Wasserträgern, aber nicht von Vortragsern, Antragsern und Beitragsern. Möchte doch diese Geschmacklosigkeit, die so wenig Sprachgefühl verrät, bald wieder verschwinden!



## Litteratur

Nationale und internationale Fabrikgesetzgebung. Von Paul Dehn in Wien. Herausgegeben von dem Verein Concordia in Mainz. Druck von Carl Wallau in Mainz

Paul Dehn berichtet, mit dem Schweizer Projekt beginnend, über die Anläufe zu einer internationalen Arbeiterschutzesetzgebung, um sie zu bekämpfen. Er hält eine internationale Regelung des Arbeiterschutzes für praktisch unausführbar, und die darauf gerichteten Unternehmungen für bedauerlich aus nationalen Rücksichten. Das Gefühl der internationalen Solidarität der Arbeiter sei dadurch merklich gestärkt worden. „Aufgabe künftiger nationaler Sozialpolitik wird es sein, die sozialdemokratische Bewegung gerade an ihrer internationalen Seite zu bekämpfen. . . . Mächtiger als je ist in der Gegenwart der nationale Gedanke. Er erscheint als ein sozusagen elementares Gefühl, begründet auf Überlieferung, Familie und Heimat. Erst der nationale Gedanke bringt in den Einzelnen alle Tugenden und in der Gemeinsamkeit alle Kräfte zur Entwicklung. Diesen Gedanken zu pflegen, wird in allen Beziehungen die oberste Aufgabe der modernen Staatsmänner sein, auch gegenüber den sozialen Fragen.“

Volkswohlschriften, herausgegeben von Dr. Viktor Böhmert und Dr. Wilhelm Bode. Heft 5. Die Reform der Geselligkeit und der Wirtschaftshäuser. Von Dr. Viktor Böhmert. Preis 40 Pf. Leipzig, Dunder u. Humblot, 1890

Zur Heilung der viel beklagten Gebrechen unsrer deutschen Geselligkeit: Schwerfälligkeit, Kostspieligkeit, Unhäuslichkeit und Alkoholisismus, werden in dem Schriftchen beachtenswerte Vorschläge gemacht. Namentlich empfiehlt der Verfasser die Nachahmung der englischen Volkspaläste, nach deren Vorbilde ja auch schon die Vereine für Volkswohl zu Leipzig, Halle und Dresden, sowie einige deutsche Großindustrielle ähnliche Anstalten gegründet haben; von einer Reform der Volksgeselligkeit auf diesem Wege erwartet er eine günstige Rückwirkung auf die Geselligkeit der Mittelklassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig